



Klar freuen wir uns,
wenn uns der Jagdhund
die erlegte Beute aus
dem Wasser holt –
aber warum?
Und wann mit Recht?

Foto: M. Breuer

Zeitgemäße Jagdethik:

Wir und das Tier

Herbstzeit ist Jagdzeit. Gehen wir mit Wildtieren richtig um?

Dr. Thomas Gehle wagt eine jagdkundliche Analyse zu Mensch-Tier-Beziehungen.

Das ist des Jägers Ehrenschild, dass er beschützt und hegt sein Wild, waidmännisch jagd, wie sich's gehört, den Schöpfer im Geschöpfe ehrt – wer kennt nicht diese erste Strophe der Jägerlyrik von Oskar von Riesenthal (1880)? Waidmännisch zu jagen heißt, sein Handwerk zu beherrschen. Aber wie sieht das aus? Im Zentrum der Waidgerechtigkeit steht eine unbestimmte, ethische Einstellung des Jägers zu Mitmensch und Tier. Waidgerechte Jäger wissen, was sie zu tun oder zu lassen haben. Aber welche ethische Einstellung, welche Beziehung haben wir Jäger zum Wild, gibt es überhaupt eine typische Einstellung dazu?

Christliche Tierethik

Riesenthals Reime zeugen von einer spezifisch christlichen Tierethik. Wir seh-

en dabei Wild aus Sicht der Bibel als Mitgeschöpf. Doch bleiben biblische Texte ohne unmittelbare ethische Relevanz, wie Norbert Hoerster aufzeigte. Er lehrte bis 1998 Rechts- und Sozialphilosophie an der Universität Mainz. In „Haben Tiere eine Würde“ (2004) vertritt er die Auffassung, dass sich aus der biblischen Schöpfungsgeschichte keine moralische Forderung zum Umgang des Menschen mit Tieren ableiten lässt. Er geht davon aus, dass die Bibel wohl in erster Linie die Bedeutung des Tieres für die eigene Ernährung in den Vordergrund stellt und zitiert Auszüge wie „Der Gerechte weiß, was sein Vieh braucht“ (*Sprüche 12, 10*) oder „Hast Du Vieh, so schau darauf – ist es brauchbar, so behalt es“ (*Sirach 7, 22*). Danach ließe sich aus der Bibel allenfalls eine gewisse Rücksichtnahme gegenüber

Tieren ableiten. Die Tatsache, dass viele Menschen an Gott und die Bibel glauben, ist für Hoerster kein hinreichender Beleg für die Wahrheit von Glaubensinhalten. Es gibt ja auch Atheisten, wie sollen die sich denn gegenüber Tieren verhalten?

Jagdliches Brauchtum

Jagdliches Brauchtum ist Ausdruck einer „Ehrfurcht vor dem Leben“, es könnte sogar aus diesem Mensch-Tier-Verständnis abgeleitet werden, man solle Tiere genauso behandeln wie Menschen. Logisch gedacht, setzt eine Ethik, die Tiere den Menschen gleichstellt, voraus, dass es zwischen Menschen und Tieren vor allem im moralischen Sinne keine Unterschiede gibt. Aber können denn Tiere denken und handeln wie Menschen, sind Tiere moralische Wesen, dürfen Jäger entscheiden, welches Tier lebt und stirbt – und vor allem, wie es stirbt?

Für den Ethiker Hoerster gibt es zu der Devise, Menschen wie Menschen und Mäuse wie Mäuse zu behandeln, jedenfalls keine vernünftige Alternative.

Menschlicher Altruismus

Wenn wir Jäger uns um „unser“ Wild kümmern, es hegen, nachsehen, ob es ihm gut geht, ob es bejagbar ist, wenn wir uns den Kopf darüber zerbrechen, warum wir so wenig Hasen sehen, wie verhalten wir uns da eigentlich?

Wenn wir von unserem Jagdhund erwarten, dass er uns den Erpel aus dem Wasser zieht, uns um ihn sorgen, weil sein Fell nicht glänzt, wie verhalten wir uns da eigentlich?

Welche Interessen verfolgen wir? Eigene oder die des Hasen oder Hundes? Verfolgen wir nicht aus eigenem Antrieb Interessen „unserer“ Tiere wie eigene?

Wer so handelt, verhält sich altruistisch. Der Begriff leitet sich aus dem lateinischen *alter* (der Andere) ab und wird als Gegenteil oder Unterform des Egoismus verstanden: Egoistisch handelt, wer eigene Zwecke vor anderen, gemeinsamen Zwecken verfolgt.

Verhalten wir Jäger uns also altruistisch gegenüber Tieren? Hoerster vertritt diese Auffassung.

1964 veröffentlichte der Evolutionsbiologe William D. Hamilton „Die genetische Evolution des sozialen Verhaltens“. Er erweiterte das Konzept Darwins, indem er erklärte, dass vor allem der Grad der Verwandtschaft altruistisches Verhalten begründet. Ein Individuum erhöht die Überlebenschancen seiner Gene nicht nur durch eigene Vermehrung, sondern auch dadurch, dass es sich darum kümmert, dass eigene Verwandte ihre Nachkommenzahl steigern. Ein Beispiel:

Biologen stellten fest, dass kinderlose Erdhörnchen eine Gruppe vor Feinden nur warnen, wenn ihr Geschwister, Onkel und Tanten angehören. Sind dagegen keine Verwandten, sondern lediglich andere Hörnchen in Gefahr, bleiben sie stumm.

„Wer einen Vogel im Nest tötet und dadurch zwei andere Vögel darin vor dem Tod bewahrt, vermehrt dadurch den Lebenswert von Vögeln und handelt durchaus altruistisch“, schreibt *Hoerster*. Er sieht „durch die menschliche Gewohnheit des Fleischverzehr von Tieren“ eine Vergrößerung des Gesamtwertes tierischen Lebens. Er lehnt es aber ab, „bloß um meine Treffsicherheit mit einem Jagdgewehr zu testen“, auf Tiere zu schießen.

Tierisches Bewusstsein

Hoerster nimmt aufgrund aktuellen Wissens an, dass selbst uns nah verwandte Menschenaffen wie Schimpansen, Orang Utans oder Gorillas kein oder maximal ein gewisses Überlebensinteresse haben. Wie er darlegt, haben Tiere ohne Ichbewusstsein keine zukunftsbezogenen Wünsche, also „nicht die Fähigkeit, sich selbst als im Zeitablauf identische Individuen mit eigener Vergangenheit und Zukunft zu erfahren“. Aus den Erkenntnissen der Verhaltensforschung, wonach Tiere zwar durch vergangene Erlebnisse und zukunftsgerichtete Instinkte in ihrem Verhalten bestimmt werden, dürfe man aber nicht automatisch schließen, dass dieses Lebewesen sich vergangene oder künftige Erlebnisse auch als eigene Erlebnisse vergegenwärtige.

Hat der Sozialphilosoph *Hoerster* also Recht, wenn er davon ausgeht, Tiere hätten kein Bewusstsein? Der Psychologe und Neurowissenschaftler Marc D. *Hauser*, Hochschullehrer an der Harvard University, schreibt dazu in „Wilde Intelligenz – was Tiere wirklich denken“ (2000) eine Art Wunschliste an die künftige Forschung, die für ihn aus sechs miteinander verflochtenen Problemen besteht:

Forschungsbedarf

1. Wenn Tiere moralische Wesen wären, sollten sie moralischen Empfindungen einen Wert zuordnen. Um moralische Empfindungen zu haben, muss man über ein Selbst-Bewusstsein verfügen. Tiere können zwar einen Sinn für ihren eigenen Körper entwickeln, aber anderen Tieren keinen bestimmten mentalen Zustand zuordnen. Für *Hauser* ist die Gleichheit von Empfindungen wie Schuld oder Scham unter Menschen über alle Kulturen hinweg gerade der Unterschied, nicht Tier, sondern eben Mensch zu sein. Wir Menschen messen diesen Empfindungen auch noch einen Wert zu.

Waidgerechte Jäger haben Mitleid mit kranken Stücken und erlösen sie von ihrem Leiden – tun also Gutes und machen das Richtige.

2. Tiere sollten über wirksame Mechanismen verfügen, um ihre Triebe zu kontrollieren und Erwartungen zu verändern.

3. Tiere müssten Überzeugungen, Wünsche und Bedürfnisse anderer im Auge haben. Es fehlen selbst für Menschenaffen Hinweise darauf, dass sie Zugang zu eigenen Vorstellungen haben, diese bewerten und darüber nachdenken. Zwar können sich Tiere erbittert verprügeln und danach wieder vertragen, aber nicht einschätzen, ob eine Gegenleistung fair oder es falsch ist, den Nachbarn zu töten.

4. Tiere sollten ein Verständnis dafür haben, wie sich ihre Handlungen auf Gefühle und Gedanken anderer Artgenossen auswirken. Tiere sind aber „Geschöpfe des Jetzt“ (*Hauser*). Ihnen ist nicht bewusst, inwieweit etwa Angriffe auf ein Muttertier oder Konkurrenten gefährlich sind, dass sie mit dem eigenen Tod enden könnten und was genau dies bedeuten würde.

5. Moralische Wesen wie wir Menschen haben einen Begriff von Dingen wie Pflicht und Verantwortung und benutzen diese Richtschnur beim Umgang mit anderen. Es ist bislang unbekannt, was Tiere von ihrer Beziehung zu anderen halten.

Schwarzwildfachmann *Heinz Meynhardt* fand heraus, dass tote Rottenmitglieder verschmäht, rottenfremde Sauen aber ohne Weiteres aufgefressen werden.

6. Tiere sollten Normen von Handlungen und Gefühlen innerhalb ihrer Gesellschaft nachvollziehen können. Sie sollten sich wehren, wenn ihre Rechte verletzt werden. Empfindet ein dominanter Wolf Wut, wenn ein rangniederer Rüde ihm vor der Nase ein empfängnisbereites Weibchen wegschnappt?

Obwohl gut untersucht ist, dass natürlich unterlegene Tiere dominante stürzen, ist noch kein Fall bekannt, in dem sich rangniedere Tiere zusammenschließen, um die Rangordnung abzuschaffen. Kein Rüde hat je versucht, die Normen seiner Lebensgemeinschaft zu übertreten.

Hauser sichtete rund 650 Untersuchungen zum Verhalten der Tiere und schildert wissenschaftlich genau, warum er zu diesen sechs Punkten gerne mehr über die kognitiven Leistungen von Tieren wissen würde. Wüsste er nämlich mehr darüber, könne er sich auch vorstellen, dass es Tierarten gibt, die ein Bewusstsein haben.

Dr. Thomas Gehle

Referent für Niederwild

Landesbetrieb Wald und Holz, Forschungsstelle für Jagdkunde und Wildschadenverhütung, Bonn